Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 31

Artikel: Die rote Lampe

Autor: Waasdijk, Albert van

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641550

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

keit der Wasserversorgung nicht übersehen werden. Filteranlagen sind Krankheitsvorbeuger. Gertrud Egger.

(Fortsetzung folgt.)

Die rote Lampe.

Skizze von Albert van Waasdijk.

Ein Mann saß in seinem Wohnzimmer am Tisch, unter dem Licht der roten Lampe. Er hatte die Zeitung gelesen und langweilte sich, wie jeden Abend, wenn er seine Frau nicht dazu hatte bewegen können, mit ihm in ein Kino zu gehen. Sie saß an der andern Seite des Tisches und war in die Zeitung vertieft. Die Brille, die sie beim Lesen nötig hatte, saß auf ihrer kleinen, wohlgeformten Nase etwas zu weit nach vorn und verlieh ihrem für ihr Alter noch hübschen und regelmäßigen Gesicht einen drolligen, magisterhaften Ausdruck.

Wie jeden Abend, nachdem sie dem Hausmädchen beim Abräumen des Geschirrs geholfen hatte und die Kinder zu Bett gebracht waren, fühlte sie eine wohltuende Ruhe über sich kommen, die Ruhe des häuslichen Herdes und eines sorgenlosen Daseins. Ihr Mann, lässig in seinen Sessel zurückgelehnt, schlürfte den Rest seines Tees und sah sie an. Zwanzig Jahre war er jetzt mit ihr verheiratet, nun war sie zweiundvierzig, drei Jahre jünger als er. Was für ein hübsches Mädel war sie, dachte er, mit ihrem kastanienbraunen Haar, den blauen Augen und den glänzend weißen Zähnen, alle Männer drehten sich nach ihr um . . . und nun sitzt sie da, beinahe wie eine altjüngferliche Muhme . . . und um elf Uhr steht man auf und geht schlafen . . .

Das Grübeln hatte einen bösen und unzufriedenen Zug auf seinem mageren Gesicht hervorgerufen. Eine bleierne Langeweile drückte schwer auf sein Gehirn, er gähnte einige Male, schloß die Augen und schlief schnarchend ein.

Seine Frau achtete nicht darauf, sie war dies schon seit Jahren gewöhnt. Sie hatte sich bequem hingesetzt, um noch in aller Behaglichkeit die Familiennachrichten zu lesen. Auch die Annoncen, in denen solide Herren eine Frau suchen, um eine glückliche Ehe einzugehen, hatten ihr unvermindertes Interesse und setzten ihre träge gewordene Phantasie in Bewegung. Eine glückliche Ehe . . . als ob man das vorher bestimmen könnte. Man heiratet . . . und dann wartet man. Die Mutter sagt, das kommt noch . . . ganz von selbst . . . ach ja, es kommt auch . . . alles, was man nicht erwartet . . . so unerbittlich und so schnell, daß einem angst ums Herz wird. Ihr eigenes Kind . . . schon fünfzehn . . . fast ein erwachsenes Mädchen . . . wie schnell vergeht die Zeit . . . und der junge Mann, mit dem sie sie spazierengehen sah . . .

Träumerisch starrte sie vor sich hin. Auch für sie, wie für so viele andere Mütter, würde der Augenblick kommen, in dem sie die Seele ihres Kindes mit einer bewußten Lüge belasten mußte, indem sie ihm sagte: folge dem Vorbild deiner Mutter. Selbst wenn sie schwieg, würde es eine Lüge sein. Warum mußte man nur das falsche Traumbild von der Liebe, trotz der eigenen Enttäuschung, immer wieder von neuem seinen Kindern vererben? Die Wahrheit — ach ja, sie hatte sich in all den Jahren mit der Wahrheit in der Ehe vertraut machen können, sie hatte versucht, Stein für Stein, ihr Glück aufzubauen zu einer uneinnehmbaren Burg, in der sie sich sicher fühlen konnte, aber es war, als ob all die Steine, die sie unermüdlich und mit der ganzen Kraft ihres Herzens zusammengetragen hatte, in einen bodenlosen Raum versanken . . .

Ihre Gedanken gingen weiter und weiter, sie nahmen Formen und Gestalten an, Menschen, die sie in ihrer Jugend gekannt hatte, junge Leute, mit denen sie in ihrer Mädchenzeit geflirtet hatte, dreiste Männer, die sich ihr nach ihrer Verheiratung genähert hatten . . . sie tauchten schemenhaft vor ihr auf . . . und auch Daniel, ihr Mann, immer wieder Daniel, der die Schatten verdrängte und hoch über sie hinauswuchs . . . Und wieder vernahm sie den Klang der so oft gehörten Stimme, der Stimme der Versuchung, sich anderswo das Glück zu suchen, das sie in der Ehe nicht gefunden hatte, der Versuchung, der sie immer widerstanden hatte . . .

Daniel schreckte aus seinem Schlaf auf, als ob eine rohe Hand ihn im Genick gepackt hätte. Verschlafen hörte er die Uhr zehn schlagen. Noch eine Stunde so sitzen, ging es ihm durch den Kopf, und dann zu Bett. Das ist nun das Leben, das große, gewaltige Leben! Er lachte, sein Mund legte sich in tiefe Falten, und seine großen Schneidezähne wurden sichtbar.

„Worüber lachst du?“ fragte seine Frau.

„Ueber all die netten Dinge, die du erzählst“, höhnte er und wunderte sich über die Feindseligkeit in seiner Stimme, die ihm vollkommen fremd vorkam.

„Einem Mann, der schläft!“ erwiderte sie scharf.

Daniel stand auf. „Dann werde ich zur Abwechslung etwas laufen.“

Er steckte seine Hände tief in die Hosentaschen und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Da war sie nun wieder, die Stimmung . . . das beklemmende Gefühl, eingesperrt zu sein, mit ihr als Kerkermeisterin, als Wächterin, die seinen Gängen nachspürte, sein Gesicht belauerte, ob er etwa lachte, und dann wissen wollte, warum. Er lachte, zum Teufel, über nichts . . . weil er Lust dazu hatte, und damit basta. Plötzlich blieb er stehen, die Augen auf den Boden gerichtet. Eine Vision stieg vor ihm auf, er sah sich und seine Frau im Sarge . . . tot . . . und Männer, die die Särge zuschraubten . . .

„Was hast du denn?“ fragte seine Frau ein bißchen freundlicher.

„Ach, laß mich doch!“ Seufzend ließ er sich in seinen Sessel fallen und begann mit den Beinen zu schlenkern.

Beide schwiegen. Die Uhr tickte, Sekunde nach Sekunde . . .

* * *

Durch die Oeffnung zwischen den nicht völlig zugezogenen Vorhängen fällt der Lichtschimmer der roten Lampe.

Auf der anderen Seite der Straße schlendert ein Mann, an den dunklen Toren der Häuser entlang, nach seiner einsamen Wohnung. Sein Gang ist ohne Elastizität und Sicherheit, es ist, als ob er am Rande des Alters läuft, zögernd und darauf bedacht, das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Es war an diesem Tage, im strahlenden Sonnenschein, etwas mit ihm geschehen, etwas Seltsames und Unwirkliches. Während er mit einem Freunde spazierenging und sich lebhaft über Geschäfte unterhielt, war er plötzlich stehengeblieben, als ob ihm jemand den Weg versperrte. Und zu gleicher Zeit — wie kam es nur? — fühlte er, wie ihm kalt wurde, und in seinem Hirn kroch verräterisch ein Gedanke nach vorn: die Hälfte deines Lebens ist um!

Die Hälfte deines Lebens ist um — der Gedanke hatte ihn nicht mehr verlassen, auch nicht bei der Musik in dem lichterhellen Restaurant, wo er jeden Abend speiste.

Und nun in der einsamen, dunklen Straße, auf dem Heimwege, kam es ihm vor, als ob er über eine endlose, dürre und trostlose Sandfläche lief. Die Hälfte deines Lebens ist um, der Gedanke trieb ihn weiter, wohin, zu welchem Ziel? . . . in die dürre, endlose Wüste . . . die Einsamkeit. Er drückte krampfhaft die Augen zu, um die Vision von sich abzuschütteln. Die Hälfte deines Lebens ist um — wo war es? Nirgends . . . wo hatte es eine Spur, ein einziges Zeichen, eine Erinnerung hinterlassen? . . .

Dort drinnen, in dem Zimmer, wo der Schein der roten Lampe seine Aufmerksamkeit erregte, dort war etwas aufgebaut. Wer dort wohnte, war nicht allein. Sieh, Mann und Frau . . . sie sitzen am Tisch, friedlich und glücklich und geborgen. Die Kinder schlafen. Sie sprechen von ihnen und

sehen einander in die Augen. Schweigend gehen sie den Weg zurück, den sie gewandelt haben, Hand in Hand, und jede Fußspur wird erkannt . . . sie lachen . . . ein Lachen glücklicher Zufriedenheit und Lebensfreude, und bei jeder Fußspur verweilen sie kurze Zeit . . . Ja, in diesem Zimmer mit der roten Lampe, da war die Sphäre rein, da war das Leben jubelnd hereingeholt und festgehalten, da war das Ziel erreicht! Oben, hinter den dunklen Fenstern die Kinder schlafen in ihren weißen Betten, ruhig, friedlich, denn unten wachen die Eltern . . .

Er ging weiter, bog um die dunkle Ecke und verschwand.

* * *

Das Licht der roten Lampe erlosch.

Aber einen Augenblick später erscheint an dem Fenster oben ein anderes Licht, und in der Straße erklingt leise und dringend ein süß schmeichelndes Pfeifen, wie von einem lockenden Vogel. Ein junges Mädchen öffnet behutsam das Fenster. Schwarze Locken hängen wirr um ein blasses, schlaftrunkenes Gesicht, in dem die Augen jetzt wie ganz kleine Sterne glänzen. Sie lehnt sich hinaus, und wieder, leiser und dringender noch als soeben, ertönt das Signal. Ein schnell zusammengefaltetes Stück Papier flattert herunter. Wie ein großer Nachtfalter. Zwei Hände fangen es auf, zwei Augen, jung und scharf, bohren sich durch die Dunkelheit und lesen begierig unschuldige Worte erster, brennender Liebe . . .

Der Engelwirt. 15

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Zehntes Kapitel.

In aller Frühe, sobald er im Hause Leben hörte, machte sich Wasmer, ohne Agathen etwas gesagt zu haben, auf die Suche nach dem Bankier, aber schon an der Straßenecke wußte er nicht, ob sie damals rechts, linkshin oder geradeaus gegangen waren; er hatte nach all den farbigen Menschen und fremdartigen Dingen gegafft und war, ohne des Weges zu achten, kreuz und quer gelaufen, wie der Däne geführt hatte. Er irrte nun aufgeregt durch die kühlen, trübseligen Gassen, die sich nur langsam belebten, und überlegte an jeder Kreuzung, ob rechts- oder linkshin, und kam, wenn auch nicht entmutigt, so doch still und niedergeschlagen um zehn Uhr zum Morgenessen ins Gasthaus zurück.

Agathe, die den Schwindel unterdes vom Wirt erfahren hatte, sagte nach einem Blick in das bekümmerte Gesicht: „Ich sag ja: dem Trauwohl haben sie den Gaul weggetrieben! Aber Ihr werdet nicht anders, bis Euch das Wasser ins Maul lauft!“ und sagte es so ohne jede Rechthaberei, ernst und teilnehmend, daß er sich nicht darüber ärgern konnte, sondern sein Mißgeschick nur noch schwerer fühlte.

Daß sie nichts aß, matt und elend aussah und doch mit keiner Silbe klagte, fiel ihm noch besonders aufs Herz, er fühlte nun plötzlich Gewissensbisse darum, daß er das gute dumme Ding übers Weltmeer herüber verführt hatte, er, ein Kerl, den jeder übers Ohr hauen konnte, ein Kerl, bei Gott, zu dumm zum Rübenrupfen, wie man zu Hause sagte. ‚Nein, es ist kein Segen drin!‘ mußte er denken, indem er sie dasitzen sah wie ein Huhn, das den Pips hat. ‚Kein Segen ist nicht drin!‘ Und mit diesem Gedanken, der ihm, wie eine Fledermaus am Abend, fortwährend um den Kopf flog, machte er sich nach dem Essen wieder auf den Weg.

Als er zuvor in der Kammer dem Soldatengeldtäschlein, das er unter dem Hemd um den Hals trug, seine übrigen vier Tausendmarkscheine entnahm, steckte er halb aus Vorsicht, weil man nie wissen kann, wozu es gut ist, halb um das Täschlein nicht leer zu lassen, einen der Scheine wieder hinein, die andern tat er in die Brieftasche.

Zunächst ging er, wie ihm der Wirt geraten und den Weg gewiesen hatte, zur deutschen Bank, um das Geld zu wechseln. Am Bankschalter fielen ihm nun die wertlosen brasilianischen Papiere in die Hand, und in plötzlich aufspringender Hoffnung, der Wirt könnte sich auch getäuscht haben, fragte er, wie es sich damit verhalte, bekam aber denselben Bescheid. Nun klagte er sein Leid, der Schalterbeamte rief einen älteren Herrn herbei, und der Engelwirt wurde von diesem ins Zimmer genommen und freundlich angehört.

Der Herr schüttelte ein über das andere Mal ärgerlich lächelnd oder aufgebracht den silberdurchglänzten Lockenkopf und sagte schließlich, die goldene Brille auf die Stirn hinaufschiebend, mit wohlwollend leuchtenden Augen: „Was ich Ihnen jetzt sage, ist für diesmal zu spät, aber Sie können es für künftig brauchen: erstens nimmt ein kluger Mann auf eine große, allerhand Zufällen ausgesetzte Reise nicht so einen Haufen bares Geld mit, sondern sichere Wechsel; zweitens geht er zunächst aufs deutsche Konsulat und bittet dort um die nötige Auskunft, anstatt sich dem ersten besten, hergelaufenen Gauner anzuvertrauen; und drittens, was eigentlich das allererste sein sollte, erkundigt er sich schon, ehe er die Reise antritt, nach den Verhältnissen in seinem Bestimmungsort. Wer so wie Sie in den Tag hineinreist, muß ja zu Schaden kommen. Ihr Geld haben Sie gesehen; machen Sie sich gar keine Hoffnung mehr! Für Ihr Fortkommen aber rate ich Ihnen folgendes: da Sie die hiesige Landwirtschaft gar nicht kennen und erst von Grund aus umlernen müssen, so würden Sie, wenn Sie eine stehende Kolonie oder dergleichen kauften, mehr verwirtschaften, als Gottes Wille ist. Sie tun vielmehr am besten, Sie gehen zur Immigraçao, aufs Einwanderungsamt, lassen sich vom Staat in irgendeine deutsche Kolonie, wenn Sie Kaffeebauer oder Zuckerbauer werden wollen, etwa ins Innere von St. Paulo, wenn Sie lieber Viehwirtschaft treiben, etwa nach Blumenau oder Rio Grande befördern, lassen sich Land anweisen und lernen als Kolonist von unten herauf; Ihr Geld aber lassen Sie einstweilen hier sicher auf der Bank liegen, auf unserer oder auf der Londoner Bank, nehmen nur für die unentbehrlichen Anschaffungen und für den Notfall einen kleineren Teil mit; wenn Sie einmal die Verhältnisse genügend kennen und wissen, was Sie wollen, dann erst kann Ihnen das Kapital zugut kommen. Aber stellen Sie es sich ja nicht leicht vor! Sie werden im ersten Jahr in die Hände spucken und schinden müssen wie drüben niemals. Ein Urwald ist eine böse Brache!“

Er gab ihm noch manche Winke und Weisungen, riet ihm, die Sache wohl zu überlegen, auch womöglich mit anderen Kundigen zu besprechen, sich aber möglichst rasch zu entschließen und zu machen, daß er aus dieser Unglücksstadt fortkäme. Indem er sich noch zu jedem nötigen Rat und Auskunft erbot, entließ er freundlich den ganz verdutzten und kaum einiger Dankesworte mächtigen Mann.

Dieser ließ sich nun einen Tausendmarkschein wechseln, bedankte sich am Schalter, wo er Zeit zum Besinnen hatte, um so mehr und ging, noch schwerer, noch gedrückter, noch härter von Gedanken bedrängt, als er gekommen war. Was er eben gehört hatte, gab ihm nun erst einen ungefähren Begriff von dem Unternehmen, in das er so blind und dumm hineingetappt war, und es stieg ihm eine unheimliche Dämmerung davon auf, daß ein Auszug nach Brasilien doch etwas anderes sei als etwa eine Uebersiedelung aus seinem heimischen Tälchen hinauf in den Schwarzwald. Jene wohlwollende Aufklärung brachte seine Gedanken durcheinander wie der Marder einen Hühnerstall, und wie so ein verängstigtes Huhn flatterte sein Herz in der Brust.

„Da hab ich mich bös verfahren“, dachte er; „ja, hitzig ist nicht witzig! Meine Frau hat mir’s oft gesagt. Kreuzhagel, was fang ich an! Ja, was werd ich anfangen?! Ich werd’s halt so machen müssen, was bleibt mir übrig?! Werd’s halt so machen müssen! Was hat er nur gesagt? Kaffeebauer? Wenn ich nur wüßt’, was er alles gesagt hat! Mir geht’s, bei Gott, im Kopf wie ein Immenschwarm!“ — Und wie er sich so besann, kam ihm plötzlich wieder jenes Wort: